

Nr. 128. **Bromberg, den 8. Juni** **1929.**

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun.

(8. Fortsetzung.)

„Na," knurrte Pablo Forto, seit gestern mißtrauisch gegen jeden Bürger dieser Stadt, „wenn wir heute abend nicht die Eröffnungsvorstellung hätten, wäre die Dame noch nicht anwesend. So aber haben Sie Glück. Gehen Sie in die Manege, sie probiert." Er hielt Brendel noch einmal an. „Kommen Sie vom Gericht?"

„Ich komme in privater Angelegenheit", sagte Brendel, und er war sich klar, daß dies keine Lüge war. Niemand hatte ihn hergeschickt, was er unternahm in dieser Mordsache, geschah bis jetzt auf eigene Faust. „Aber warum, bitte?"

Pablo Forto gab den Eingang frei. „Ich warte jetzt bloß," grollte er, „jetzt, wo sie die Kaution haben, daß aus Gründen allgemeiner Stadttrauer etwa mir die Vorstellungen verboten werden!"

„Das glaube ich nicht", sagte Brendel kurz und trat in den Zeltraum mit gespannter Erwartung. Aber er ward enttäuscht. Fräulein Ritelli probierte nicht im kurzen Reitrock aus weißem oder rosa Chiffon, wie er gehofft hatte; sie stand im dunkelblauen Kostüm in der Mitte der Bahn und ließ ihr Pferd an der Longe laufen.

„Gestatten, Brendel, Referendar am hiesigen Amtsgericht. Ich möchte Sie sprechen, Fräulein Ritelli."

„Das tun Sie ja schon."

„Famos", sagte er. „Wie finden Sie die Luft in dieser Stadt?"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Richtig."

Sie lächelte schräg zu ihm auf. „Stickig finde ich diese Luft."

„Famos. Ich komme vom Urlaub," sagte er, „man überraschte mich mit dieser Mordgeschichte."

„Fangen auch Sie davon an!"

„Wir sind beide nicht von hier," schmunzelte er, „das soll ein Kompliment sein. Wollen Sie mir helfen, die Geschichte aus der Welt zu bringen? Ich bin überzeugt, daß Sie nicht die Mörderin sind. Wollen Sie mir im Vertrauen sagen, wo Sie den Abend verbrachten?"

Sie sah ihm gelassen in die Augen.

Er meinte ihren Gedankengang zu erraten. „Ich kenne diese Stadt und ihre Bürger. Wenn Sie Geheimnisse zu wahren haben, darf ich vielleicht erwähnen, daß ich hier keine Feinde habe, so wenig wie Freunde, also Ihre Mitteilung in keiner Weise ausschlachten würde."

„Wo sind Sie zu Hause, Herr Referendar?"

„Berlin", sagte er. „Wo sonst!"

Ihr Kopfnicken verbarg ein Lächeln. „Nur um meine Menschenkenntnis — oder ist es Geographie? — nachzuprüfen, fragte ich."

„Famos. Also unter uns Jungfrauen: Wo waren Sie?"

„Ehrenwort, daß Sie schweigen!"

„Meine Hand."

Rita Ritelli ließ den Riemen aus der Hand fallen. Das Pferd fiel in gemächlichen Schritt. „Hier war ich", sagte sie. „Zwei Herren haben mit mir — sagen wir: gezecht. Es war eine sehr brave, ordentliche Angelegenheit."

„Was gezecht?" fragte er. „Ist hier ein Ausschank zugleich?"

„Sekt. Die Flaschen wurden aus dem Gasthof geholt."

Brendel sann nach. „Sekt!" sagte er. „Wer kann hier Sekt bezahlen! Hinzpeter doch nicht? Hatte er Honorare bekommen?"

„Der ist ja tot", wies sie zurück.

Er schlug sich vor die Stirn. „Natürlich!" Plötzlich beugte er sich vor. „Sagen Sie mal ehrlich, trug der eine der Herren eine Brille?"

„Ja."

Er lachte auf. Vorsichtig dann: „Schwepp?"

Mit einem Neigen des Kopfes gab sie zu: „Geraten. Der andere war der Bürgermeister. Aber Sie schweigen! Ich habe nichts gesagt; ich möchte nicht in Ungelegenheiten kommen. Man kann unsere Vorstellungen verbieten."

„Man wird nichts verbieten," beruhigte er, „rechnen Sie auf mich." Er gab ihr die Hand. „Danke, Fräulein Ritelli. Ich darf wohl sagen: auf Wiedersehen, wenn nicht anders, so bei der Premiere."

Langsam schlenderte er den Weg zur Stadt zurück.

Hm . . . die Dame Rita dürfen wir aus dem Spiel lassen. Vor dem Sektfest? Nicht gut glaublich. Nachher? Man geht nicht als Dame nach einem Sektsouper hin und ermordet jemanden. Warum eigentlich nicht? Gerade! So eine Tat war vielleicht eher zu erklären, wenn man sich den Mörder berauscht vorstellte. Aber wo kam man da hin? — Er wollte klare Gedanken; mit Hypothesen war hier genug gewütet worden. Interviewte man diese Luzy!

Aber er mochte nicht. Diese Bürgermädchen mit den Klassikeraufsätzen in Hirn und Herz, diese Mädchen mit den gemacht schnippischen Bemerkungen, die modern und freiheitlich sein wollten, weil sie eine neue Haartracht fanden, waren ihm ein Greuel.

Wen nahm man vor?

Ah, man nahm, wer einem über den Weg lief! „Hallo, Herr Schwepp!"

Valentin Schwepp war ohne Mütze. Er kam aus der Apotheke; er hatte für den Vater eine Rolle Aspirin geholt.

„Sie schwänzen wohl heute?" begrüßte ihn Brendel.

Der junge Mann gab eine feuchte, unsichere Hand. „Vater fühlt sich nicht wohl", sagte er.

„Diese Geschichte fällt dem stärksten Mann auf den Magen", räumte Brendel ohne weiteres ein.

„Ja," sagte Valentin, „mir auch."

„Und es wäre so leicht, alles beizulegen. Aber niemand hat Vertrauen. Sie haben auch kein Vertrauen. Sie hüllen sich in ein verderbliches Schweigen, kompromittieren Ihre Umgebung und bringen sich selbst in Verdacht, statt einem Freunde Aufklärung zu geben und so die Möglichkeit zu schaffen, für alle Teile eine befriedigende Lösung zu finden. So, wie Sie das hier angepackt haben, steht am Schluß die Katastrophe. Alles ist bloßgestellt, alles wird vor die Öffentlichkeit gezerrt, und niemand mehr hat die Gelegenheit, etwas zu vertuschen. Schade."

„Herr Referendar . . ."

„Ich würde selbstverständlich mein Ehrenwort geben, daß ich nur den absolut notwendigen Gebrauch von den mir zukommenden Mitteilungen machen würde."

„Herr Referendar — ich war es nicht!"

„Selbstverständlich nicht. Aber Sie wissen — Details." Er wandte sich dem Jungen zu. „Als Mann von Ehre müssen Sie alles sagen. Sie reißen Ihre Familie ins Unglück, das wollen Sie doch nicht."

„Familie!" rief Valentin. „Was schert mich die Familie! Es geht um weit mehr!"

Brendel — oh, er war ja selbst noch nicht so sehr alt, er erinnerte sich ja noch recht gut jener Zeit der Primanermützen, die vielleicht zehn Jahre zurücklag — Brendel sagte

verständnisvoll und todernst: „Ich ehre Ihre Gefühle. Um was geht es?"

„Um eine Dame."

Bums! Situation! Auch du, mein Sohn Brutus . . . „Und diese Dame wollen Sie ins Verderben reißen! Was ist Trotz anderes als der Wille eines Beschränkten. Herr Schwepp, wir müssen handeln. Wir dürfen dieser Stadt nicht das Monstrum eines Prozesses liefern, in dem geheimstes Fühlen und Wünschen vor plumpe öffentliche Neugier gestellt wird; wir müssen diese Akte Peter Hinz aus der Welt schaffen — oder wenigstens eindämmen, isolieren. — Es ist an Ihnen!" Er verteilte das Wort wie in einer Verhandlung. Valentin Schwepp, rede du nun! —

Der Schüler stand und druckste. Dieser Referendar war der erste, der als Mensch, als Kamerad sprach; nicht den Vater, Vorgesetzten oder Älteren herauskehrte. Valentin fühlte, wie er weich wurde. Diese dumme Rührung, dies Mitleid mit sich selbst stieg ihm wieder in die Kehle. Aber er ward sich dessen bewußt, und das rettete ihn.

„Herr Referendar," sagte er, „ich verkenne nicht Ihre Absichten; sie sind gewiß die besten — auch für mich — aber es geht um eine Dame, ich muß schweigen."

„Ihr Schweigen ehrt Sie," sagte Brendel ganz ernst, „aber es ist trotzdem Unfug. Wir sind doch Kavaliere, Herr Schwepp. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Dame, wenn irgend möglich, ungenannt bleibt."

„Trotzdem ist es unmöglich", gab Valentin zurück. „Wenn es wie damals noch eine Folter gäbe, ich müßte sie ertragen. Ich schweige."

Brendel überlegte. „Und die Geschichte ohne Namen zu erzählen, geht nicht an?"

Valentin, in Herzensangst, hier in eine Falle zu geraten: „Nein."

„Können Sie mir sagen, wie Sie zu der Handwunde, die Ihr Herr Vater so belastend fand, kamen?"

„Steht das alles schon im Protokoll?"

„Leider. Ihr Herr Vater plant rücksichtsloses Vorgehen. Er ist dazu verpflichtet. Ich . . ." hier lächelte er gewinnend . . . „ich handle sozusagen als Privatdetektiv. Ich bin nicht in dem Maße veranlaßt, dem starren Buchstaben zum Recht zu verhelfen. Ich werde Unwesentliches gern und glatt unter den Tisch fallen lassen — soweit mein Gewissen das zuläßt."

Valentin starrte auf die Aspirinrolle in seiner Hand. Sorgsam las er die Gebrauchsanweisung fast ganz durch, aber er verstand kein Wort. „Eine Dame, die ich liebe", begann er stockend, „war bei einem Nebenbuhler. Dieser Mensch nutzte sein Alter aus, denke ich; Mädchen schmeichelt es, wenn Erwachsene ihnen den Hof machen."

Brendel begriff sofort. Diese Stadt war zu klein. Hier gab es kein Inkognito. „Sie sehen schwarz. Luzy ist eine sehr vernünftige junge Dame."

„Wer redet von Luzy!"

„Sie gewiß nicht; ich. Aber weiter."

„Ich ahnte es, wollte aber eine Gewißheit. So bin ich. Lieber die offene Wunde als . . . als . . ."

„Verständlich. Sehr tapfer gegen sich selbst. Aber, bitte, weiter, Herr Schwepp."

„Ich stieg eine Leiter im Garten hinan, wollte in das hochgelegene Fenster sehen — die Leiter fiel um, fiel in ein Tulpenbeet, ich will sagen, auf weiche Erde, so daß kein Lärm entstand. Aber ein Nagel, eine Mauerkante, ich weiß es nicht, riß mir die Hand auf. Ich glaubte, der Fall der Leiter, mein eigener Sturz könne gehört worden sein, und wollte mich davonmachen — als die Gartentür des Nachbarhauses ging. Ich versteckte meine weiße Mütze und duckte mich in die Dämmerung eines Fliederbusches; aber die Schritte schienen näher zu kommen. Da sah ich einen Sack mit Disteln und Unkraut, lud die Last auf meine Schultern und tat, als sei ich der Gärtnerbursche oder jemand, der bestellt war, diesen Sack abzuholen. — Die List gelang. Niemand kam näher, die Schritte hielten drüben im Garten an."

„Wo ließen Sie den Sack mit Unkraut?"

„Ich warf ihn in den Stall des Fuhrgeschäftes an der Ecke. Die Knechte werden seinen Inhalt den Pferden verfüttert haben, einer immer in der Annahme, der andere habe das Futter besorgt. Der Sack war aus üblicher, gewöhnlicher Jute, er konnte nichts verraten."

„Danke", sagte Brendel nachdenklich. — Diesen Jungen brauchte man nicht mehr zu quälen. „Ich werde für Sie tun, was sich irgend tun läßt."

„Für mich . . ." sagte Valentin Schwepp wehmütig . . . „es geht nicht um mich."

Brendel blickte ihn an. Er hielt ihm die Hand hin. „Es ist wahr", sagte er. „Eine verdammte Geschichte, daß das Mädel da im Zimmer sein mußte."

„Glauben Sie an ihre Schuld?"

Brendel zuckte die Achseln. „Geben Sie mir Ihr Aspirin", bat er, „ich muß sowieso zu Ihrem Vater hinauf. — Ich würde an Ihrer Stelle, um jeden Verdacht und alles Aufsehen oder Auffallen zu vermeiden, jetzt doch noch zur Schule gehen. Es ist ½10 Uhr; Sie kommen kaum eine Stunde zu spät."

Valentin nickte einverstanden. Er schritt neben dem Referendar die Treppe hinauf. „Ich werde es tun", sagte er, „aber lassen Sie mich wissen, wenn etwas geschieht."

„Wenn etwas geschieht", wiederholte Brendel und drückte den Klingelknopf, „dann erfahren Sie es gewiß."

Frau Sidi öffnete. „Herr Brendel, zu meinem Mann? Er liegt im Bett, er ist nicht wohl."

Brendel lächelte. „Ich bringe Aspirin," sagte er, „Ihr Herr Sohn hatte es eilig, zur Schule zu kommen."

„Will er doch noch hin?"

„Ja", kam Valentins Antwort vom anderen Ende des Korridors, „ich gehe sofort."

Sie öffnete dem Besucher die Tür zum Schlafzimmer. Das linke der beiden Betten war schon hergerichtet; beruhigend lächelte die blauseidene Steppdecke. Im rechten Bett lag der Amtsrichter. „Morgen, Brendel. Was Wichtiges, was Neues?"

„Nichts, Herr Amtsrichter. Ich bringe nur ein wenig Aspirin und die Bitte, stillzuliegen."

„Wie vermöchte ich das!"

„Unser Zutun, Herr Amtsrichter, ist das von Kindern. Wir zerbrechen nur die Nerven daran. Diese Sache hat ein Größerer zugelassen, vertrauen wir auf ihn und seine Fügung."

Der Amtsrichter nickte; seinem kranken Gemüt tat dieser Trost gut. Brendel hatte sehr richtig berechnet. — „Lassen Sie mich wissen, wenn etwas geschieht." Matt reckte der Amtsrichter seine Hand aus den Kissen hoch.

Brendel griff sie auf, verbeugte sich und murmelte ein Abschiedswort; er konnte auch „Gute Besserung" gesagt haben. — Dann ging er.

Diese Schwepps redeten beide denselben Satz. Sagte das etwas über ihre Charakterveranlagung aus? Vielleicht waren sie Fatalisten und meinten die Tat abwarten zu sollen? Welche Tat? Meine? Und Brendel hatte da im Korridor des Amtsrichters so ein bißchen das Gefühl, wie es etwa ein Feldherr haben mochte, dem sein König in diesem Feldzug volle Handlungsfreiheit zugestanden hatte.

Er saß vor Frau Sidi. Sie wußte ihn festzuhalten. Ihr armes Herz suchte Trost. — Diese ganze Stadt suchte Trost und fand keinen.

„Das also ist sein Aquarium", begann Brendel in seiner merkwürdigen Art ein Gespräch. „Haben Sie schon gefüttert, gnädige Frau?"

Frau Sidi nickte. „Darf ich Ihnen etwas anbieten, Herr Referendar? Ich bin so nervös, ich hätte es fast vergessen."

Er lachte, aber er fing seinenLacher doch wieder ab. „So war das nicht gemeint."

„Nein, nein", sagte sie. „Gott, ich rede dummes Zeug zusammen. Die Nerven, wissen Sie. Aber wer hält das auch aus!"

„Freilich," sagte Brendel, „Sie wissen ja Gatten und Sohn in diese unerfreuliche Angelegenheit verwickelt."

„Mein Mann," wies Frau Sidi zurück, „das ist ja nur ein bißchen peinlich. Er wird nicht gern seine Erfolglosigkeit nach Berlin berichten. Aber der Valentin! Ist das nicht entsetzlich! Es ist ja kein Gedanke an Schuld, aber warum stellt sich der Junge so geheimnisvoll an? Wissen Sie etwas? Könnten Sie nicht versuchen . . . ?"

Brendel zog die Schultern hoch. „Ich bin auf einer Spur," gestand er, „aber noch ist die Zeit nicht, darüber zu reden."

Doch da hatte er Frau Sidi eine Handhabe gegeben. Sie bedrängte ihn, ihr, der gequälten Mutter, dürfe er es sagen, müsse er es sagen. Das sei Christenpflicht.

Brendel nickte. Er wollte sagen: Ich bin ein schlechter Christ, ich ziehe es vor, zu schweigen, aber er dachte, daß dieser Ausspruch nicht angängig sei. Hatte er doch eben noch an des Amtsrichters Gottvertrauen appelliert. Er besann sich, wie diese Frau zu beruhigen sei; er suchte nicht lange und sagte aufs Geratewohl: „Sie müssen natürlich schweigen, gnädige Frau!"

„Gewiß."

„Ich vermute, der Zirkusdirektor Forto hat den Peter Hinz getötet. Ich bin, wie gesagt, auf einer Spur."

Frau Sidi starrte in das Aquarium. „Die Fährte fand mein Mann schon. Sie erwies sich als ungangbar."

„Ich habe meine Vermutungen."

„Was wollen Sie tun?"

„Den Pablo Forto einsperren. Man wird ihn so oder so zum Geständnis bringen." Er dachte an etwas völlig anderes, der gute Brendel, er redete das nur, um diese Frau loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

Das 1000-jährige Meißen.

Die Stadt des Porzellans.

Durch eine Reihe von Festlichkeiten begeht Meißen die Feier seines 1000jährigen Bestehens. Das kleine sächsische Städtchen ist weit über die Grenzen deutscher Lande hinaus dadurch berühmt geworden, daß hier das erste brauchbare Porzellan hergestellt worden ist. Seit dem Jahre 1810, als die Königliche Porzellanmanufaktur unter der Leitung J. Fr. Böttgers gegründet worden ist, war man bemüht, die Erzeugnisse der Manufaktur ständig zu verbessern. So gehören denn auch heute die in Meißen hergestellten Porzellangegenstände zu den besten Arbeiten. Ganz besonders wertvoll ist das Meißner Porzellan aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, das nicht allein aus historischen, sondern auch aus künstlerischen Gründen zu höchsten Preisen verkauft wird.

Zu den berühmtesten Bauwerken der deutschen Gotik gehört der Meißner Dom, der eine besondere Zierde der Stadt ist. Er hat eine 78 Meter hohe Turmpyramide und sein Bau wurde unter Kaiser Otto I begonnen. Das ursprüngliche Gebäude fiel jedoch bald einer Feuersbrunst zum Opfer, und an seine Stelle trat der jetzige Bau, zu dessen Fertigstellung fast zwei Jahrhunderte benötigt wurden. Auch er ist von äußeren zerstörenden Einflüssen nicht verschont geblieben. So wurden die beiden Haupttürme im Jahre 1547 durch den Blitz zerstört. Leider genießt man auf dem Bauwerk keinen freien Ausblick, denn das schöne, figurenreiche Hauptportal wird durch die von Kurfürst Friedrich dem Streitbaren als Erbbegräbnis seines Stammes erbaute Fürstengruft verdeckt. In ihr befinden sich mehrere Grabplatten, die aus der Werkstatt des Meisters P. Vischer stammen.

Aber außer dem Dom besitzt das reizende Meißen, das zu beiden Ufern der Elbe liegt, noch eine große Reihe weiterer historischer Bauwerke. Von den Kirchen sind besonders die uralte, schon von Thietmar von Merseburg erwähnte Nicolai-Kirche hervorzuheben, in der noch Fresken von hohem Alter sichtbar sind. Ferner sei die St. Afra-Kirche erwähnt, die 1887 vollendet wurde, die 1898 eingeweihte Johannis-Kirche mit Fresken von Sascha-Schneider und die 1901 vollendete Luther-Kirche.

Weltberühmt ist auch das Schloß zu Meißen, eines der großartigsten Profanwerke spätgotischen Stils. Es wurde von 1471—1483 von Meister Arnold von Westfalen unter Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht erbaut. Nach mehrfacher Restaurierung und zeitweiliger Benutzung durch die Porzellan-Manufaktur wurde es endgültig im Jahre 1860 wieder seinem ursprünglichen Zweck zugeführt.

Die Meißener Porzellan-Manufaktur ist schon erwähnt worden. Sie ist eine der ältesten Europas und genießt heute noch Weltruf. Allgemein bekannt ist ja auch das Zeichen für Meißener Porzellan, die gekreuzten Schwerter mit den Knäufen nach unten. Im 18. Jahrhundert ist es vielfach geändert worden, wofür nicht allein ästhetische Gründe ausschlaggebend waren, sondern die Tatsache, daß in rücksichtslosester Weise — wie es den damaligen Sitten entsprach — Fabrikmarken gefälscht wurden.

Die Feierlichkeiten in Meißen werden etwa eine Woche dauern. Am zweiten Juni findet der große Festakt statt, an dem die Reichs- und Staatsregierung, sowie die kommunalen Verbände teilnehmen werden. Zur Feier des Tages wird ein historischer Festzug gebildet, der alle Erscheinungen der großen Vergangenheit Meißens — auch Markgrafen und Bischöfe — und vor allem die Kulturgeschichte darstellen soll. In der Festwoche findet eine Reihe von Festspielen und Konzerten statt. Der Dom und das Schloß werden beleuchtet und Sonderausstellungen zeigen die vergangene und gegenwärtige Entwicklung Meißens. Professor Paul Börner hat zum Jubiläum der Stadt des berühmten Porzellans vier neue Porzellan-Großplastiken geschaffen. So ist die eine ein ganz eigenartiges Ehrenmal für die gefallenen Kriegshelden. Schiff und Chorraum der alten Nicolai-Kapelle tragen an den Wänden auf großen Gedenktafeln, wie sie in diesem Ausmaß noch nie in Porzellan hergestellt worden sind, die Namen der 1700 Meißener Gefallenen des Weltkrieges, unterbrochen durch die Gestalten weinender Kinder und überlebensgroßer, Fackeln tragender Mütter. Dazu ein Altar aus weißem Meißner Porzellan und ein Porzellan-Triumphbogen als Verbindung zwischen Chor und Schiff der Kapelle. Dies Ehrenmal wird in Zukunft zu den größten Sehenswürdigkeiten der Stadt Meißen zählen. Außerdem ist ein Glockenspiel mit 46 Glocken aus Meißener Porzellan hergestellt worden, das für den Turm der Meißener Stadtkirche bestimmt ist, sowie zwei Brunnen, ebenfalls aus Porzellan.

Durch diese großen Arbeiten, die anläßlich der 1000-Jahrfeier der Stadt Meißen eingeweiht werden, wird der beste Beweis dafür gebracht, auf welch hohem künstlerischen Niveau sich noch heute die Porzellan-Manufaktur Meißen befindet. 1000 Jahre, das ist eine lange Zeit für die Geschichte einer Stadt, 1000 Jahre Meißen das ist nicht allein ein kleines Stück Kulturgeschichte einer beliebigen Stadt, das ist ein Stück Kulturgeschichte des deutschen Volkes. G. K.

Der Mann, den kein Land haben wollte.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von H. Brackett.

Eines kalten Winterabends legte sich Napoleon Chesterfield Roberts aus Brookland im schönen Arkansas ohne einen Cent in der Tasche und mit leerem Magen im Bremserhäuschen eines Güterwagens zur Ruhe.

Plötzlich störte ihn eine rauhe Faust aus herrlichen Träumen von saftigen Lendenstücken und gutem Mondscheinbier: „He, was machen wir hier?" Ein Sheriffstern blinkte vor Roberts verschlafenen Augen. Dann schoß dem Arbeitslosen mit dem aufdämmernden Verständnis seiner Lage ein Gedanke durch den Kopf: „Simuliere den Ausländer. Dann stecken sie dich in ein Konzentrationslager und füttern dich. Bis sie mit der Einwandererkontrolle verhandelt haben, ist der Winter vorbei, und du kannst dich immer noch als Amerikaner zu erkennen geben. Er überlegte nicht lange: „Nix englisch." Willig ließ er sich ins warme Arrestlokal bringen.

Schon am anderen Tag erschien der Sheriff mit einem Einwanderungsbeamten: „Da ist er. Sicher ein Anarchist. Versteht kein Wort englisch." — „Können Sie spanisch?" fragte der Einwanderungsbeamte den Verhafteten. „Ein wenig." — „Name?" Den hatte sich Roberts schon ausgedacht: „Aureal Malakowitsch." — „Heimatland?" — „Ungarn."

Dem Einwanderungsbeamten gefiel der Fall außerordentlich, denn für jeden lästigen Ausländer, den er der Zentralbehörde zuführen konnte, erhielt er eine Prämie. Für einen gefährlichen Kerl wie diesen Anarchisten Malakowitsch mußte die Belohnung besonders hoch sein. Noch am gleichen Tage ging ein Bericht an die Einwanderungszentrale ab. Auch Roberts-Malakowitsch war mit der Entwicklung der Dinge zufrieden und fühlte sich in seiner Zelle recht wohl.

Einige Tage später wurde er mit einem Sammeltransport echter lästiger Ausländer nach Ellis Island, der berüchtigten Einwandererstation im Newyorker Hafen, verschickt. Dort erfuhr er, daß er in wenigen Wochen mit anderen zusammen nach Triest verschifft werden sollte. „Einige Wochen?" dachte er, „die lasse ich mich noch durchfüttern. Dann sage ich, wer ich bin, und wandere in den Frühling."

Der Abfahrtstermin rückte näher, und eines Tages ließ sich Roberts-Malakowitsch beim Stationsvorstand melden: „Ich bin gar kein Ungar, sondern Amerikaner!" Statt aller Antwort ließ ihn der Beamte als gefährliches Subjekt in Einzelhaft bringen. Einige Tage später schwamm Roberts-Malakowitsch, jetzt lästiger Ungar wider Willen, auf dem atlantischen Ozean.

In Triest wurde er der italienischen Polizei übergeben. Er wollte den Irrtum aufklären und nach Amerika zurückgeschickt werden. Niemand verstand den Ungarn, der nicht ungarisch konnte. Alle waren aber der Ansicht, der Ausgewiesene müsse ein ganz gefährlicher Bursche sein, und schleunigst wurde Robert-Malakowitsch über die serbische Grenze geschafft. Die Jugoslawen entledigten sich seiner noch rascher und übergaben ihn der ungarischen Grenzpolizei. Die konnte aus dem merkwürdigen Fall nicht klug werden. Umso überzeugter war sie von der Gefährlichkeit des Mannes: „Er ist ein Linksradikaler und will sich nach Ungarn einschleichen. Aus dem Lande mit ihm!"

Die Serben wollen Roberts-Malakowitsch natürlich auch nicht haben und beförderten ihn sofort an die italienische Grenze zurück. Die Italiener lehnten das Geschenk mit Dank ab. Einen Tag lang wurde zwischen den beiden Grenzwachkommandanten verhandelt. Roberts-Malakowitsch saß gefesselt dabei, verstand kein Wort und verfluchte seine Dummheit. Endlich zogen die Jugoslawen mit ihrem Gefangenen, den sie nicht los werden konnten, wieder ab. In der nächsten Nacht führten zwei Soldaten Malakowitsch neuerdings an die Grenze. „Mach'", daß du hinüber kommst, und laß dich nicht wieder sehen, sonst . . ." radebrechte einer von ihnen auf englisch. Roberts-Malakowitsch lief wie ein Gehetzter durch Busch und Wald und fürchtete für seine Rippen. Schließlich kam er doch mit heiler Haut nach Italien. In der ersten Stadt fiel er natürlich auf und wurde nach Triest geschickt. Nach langem Hin und Her konnte er erreichen, daß er dem amerikanischen Konsul vorgeführt wurde. Der hörte ihn geduldig an: „Ich glaube gern, daß Sie Amerikaner sind,

aber Ihre Erzählung stimmt wohl nicht. Die Behörden drüben scheinen ein großes Interesse daran zu haben, Sie los zu werden. Also kann ich Ihnen nicht helfen."

Die Italiener ließen Roberts-Malakowitsch einige Wochen Zeit, um im Triester Gefängnis über seine Dummheit nachzudenken. Dann schafften sie ihn an die französische Grenze. So blinkten eines Nachts wieder drohende Seitengewehre hinter ihm: „Mach', daß du über die Grenze kommst!"

Kurz danach stand Malakowitsch ohne einen Centime in der Tasche vor dem amerikanischen Konsul in Marseille. Der schnitt jede Erklärung von vornherein ab: „Ich weiß Bescheid. Bin durch meinen Kollegen in Triest unterrichtet. Offiziell kann ich Ihnen nicht helfen. Aber ich verschaffe Ihnen Arbeit auf einem Dampfer, der nach Kanada bestimmt ist. Sehen Sie zu, wie Sie von dort aus weiter kommen."

Roberts-Malakowitsch sah einen Hoffnungsschimmer Doch er freute sich zu früh. Am Abend geriet er am Hafen mit Seeleuten in Streit. Eine blutige Schlägerei entstand. Die Polizei schritt ein. Auf dem Präsidium erkannte man den Mann, den kein Land haben wollte, vor dem alle französischen Behörden gewarnt worden waren. Zwei Tage später wurde Roberts-Malakowitsch auf ein Jahr ins Arbeitshaus geschickt. Die strenge Zucht dort verhinderte, daß er wahnsinnig wurde.

Inzwischen kümmerte sich der amerikanische Konsul doch um den Fall. Als Roberts-Malakowitsch nach einem Jahr freigesetzt wurde, mit der freundlichen Aufforderung, Frankreich binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen, beschied ihn der Landsmann: „Unsere Behörden wollen Ihren Fall nochmals prüfen. Sie sollen nach Newyork zurück. Da aber in den nächsten zwei Tagen kein Dampfer nach drüben abgeht, müssen Sie sehen, wie Sie über die spanische Grenze kommen. Dort wird man Ihnen weiter helfen."

Abgerissen und zerschunden erreichte Roberts Barcelona. Der dortige Konsul wollte aber nicht viel von ihm wissen: „Sehen Sie zu, daß Sie als blinder Passagier auf einen Amerikadampfer kommen." Tatsächlich konnte Roberts-Malakowitsch sich an Bord eines Schiffes schmuggeln. Zwei Tage später wurde er auf hoher See entdeckt. In Gibraltar sollte er der spanischen Polizei übergeben werden. Er zitterte schon. Doch die Spanier sahen sich den blinden Passagier nur kurz an, blätterten im Verbrecheralbum und meinten: „Den wollen wir auch nicht haben." Da der Kapitän den armen Kerl nicht über Bord werfen konnte, steckte er ihn unter die Schiffsmannschaft.

Nach zwei Jahren unfreiwilliger Irrfahrt sah Roberts-Malakowitsch endlich wieder die heimatliche Küste. Der erste Gruß, den Amerika seinem verlorenen Sohn sandte, war ein Einwanderungsbeamter mit Handfesseln. Der brachte den von neuem Verzweifelnden nach Ellis Island: „Mit dem nächsten Dampfer geht es wieder nach Ungarn."
Doch das Schicksal bewahrte Roberts-Malakowitsch vor einer neuen Irrfahrt. Eine Zeitung, die von seinem Fall gehört hatte, nahm sich seiner an, bewirkte eine genaue Untersuchung, und nach Wochen wurde der lästige Ungar-Malakowitsch endlich wieder als der amerikanische Staatsbürger Roberts anerkannt und entlassen.

„Seien Sie froh, daß ich Sie nicht wegen Irreführung der Einwanderungsbehörden verfolgen lasse", tröstete ihn der Gewaltige von Ellis Island zum Abschied. „Ich will unser Amt nicht bloßstellen. In Zukunft reden Sie englisch, wenn ein Sheriff mit Ihnen spricht." Roberts konnte nur stumm nicken. Dann stolperte er in das Boot hinein, das ihn endlich nach Newyork in die Freiheit trug.

Bunte Chronik



*** Ein Duell in der Tierwelt.** Einem Tierforscher gelang es, in der Nähe einer Farm im wilden Westen der Vereinigten Staaten eine überaus seltene photographische Aufnahme zu machen — einen erbitterten Zweikampf zwischen einer wilden Katze und einem Bären. Die Photographie, die ein Unikum darstellt, wurde vom Zoologischen Museum in Newyork erworben. Der Forscher legte ein Stück Pferdefleisch als Köder aus und wartete auf das Erscheinen der wilden Tiere, von denen es in dieser Gegend geradezu wimmelt. Es vergingen kaum einige Minuten, als sich eine Wildkatze meldete. Sie griff gierig nach dem Fleisch, wurde aber im selben Augenblick von einem Bären überfallen. Es entstand ein Duell um das Stück Pferdefleisch. Die Wildkatze stürzte sich mit verwegenem Mut auf den Angreifer und zwang den Bären zuerst zum Rückzug. Dann ging der Bär zum Gegenangriff über. Die Wildkatze sprang Meister Petz auf den Kopf. Der Bär schüttelte die Katze ab und versetzte ihr mit seiner riesigen Tatze einen furchtbaren Schlag. Der Photograph hatte den spannenden Augenblick festgehalten, in dem der riesige Bär die Katze in seiner mächtigen Umarmung hält, während die Katze ihm das Fell auf der Brust mit ihren scharfen Krallen zerfetzte.

*

*** Der Trick des armlosen Juwelendiebes.** Ein Mailänder Juwelier, Inhaber eines der größten Juwelengeschäfte der Stadt, stand vor seinem Laden und dachte über den schlechten Geschäftsgang nach — niemand hat Geld, und wer Geld hat, der zahlt nicht pünktlich. Diese Klagen hört man in Italien genau so oft wie bei uns. Plötzlich kam ein elegantes Auto vorgefahren. Ein gutgekleideter Herr stieg mit Hilfe eines Dieners aus. Der Herr, der keine Arme hatte, empfahl sich als Graf Enrico Cavallcanti, Erbe einer der aristokratischsten Familien Italiens. Im Kriege, so erklärte der Graf, habe er beide Arme verloren. Der Graf wurde mit größter Ehrerbietung empfangen, zumal er erklärte, daß er ein kostbares Kollier kaufen wollte. Der Graf suchte sich einige Schmuckstücke aus und entschied sich für ein Kollier, das 100 000 Lire kostete. Der armlose Kriegsheld bat nun den Juwelier, ihm seine Brieftasche herauszunehmen und nachzusehen, wieviel Geld sich darin befand. „30 000 Lire, Exzellenz", erklärte der durch dieses Vertrauen geschmeichelte Geschäftsmann dem Grafen nach Untersuchung seiner Brieftasche. Der Graf bat darauf den Juwelier, ihn mit seiner Wohnung telefonisch zu verbinden. Niemand meldete sich am Telefon. „Scheinbar ist meine Frau für einen Augenblick weggegangen und meiner Dienerschaft habe ich heute einen freien Tag gegönnt", sagte der Graf in einem nonchalanten Tone. „Was machen wir nun, mein Scheckbuch habe ich zu Hause liegen". Der Juwelier beteuerte seine Bereitwilligkeit, dem Herrn Grafen das Kollier gegen Anzahlung abzugeben und auf den Rest zu warten. „Nein, so etwas mache ich nicht, ich zahle nur in bar. Ich hab's! Schreiben Sie bitte einen Zettel an meine Frau, den ich Ihnen diktiere, da ich, wie Sie sehen, nicht selbst schreiben kann. Mein Diener fährt gleich fort und holt das Geld". Gesagt — getan. Der Juwelier nahm ein Blatt Papier und schrieb nach dem Diktat des Grafen. „Liebes Frauchen! Gib dem Überbringer bitte 70 000 Lire in Scheck oder in bar, wie es Dir paßt. Ich brauche das Geld, um einen Schmuck, den ich soeben gekauft habe, zu bezahlen. Dein Enrico". Der Juwelier fühlte sich geschmeichelt, da er gleichfalls wie der hochwohlgeborene Herr Graf, Enrico hieß. Der Chauffeur sauste davon und kam 10 Minuten später mit den 70 000 Liren zurück. Der Graf bezahlte, erhielt den kostbaren Schmuck und fuhr, von tiefen Verbeugungen begleitet, mit seinem Diener davon. Als der Juwelier nach Geschäftschluß nach Hause kam, rührte ihn beinahe der Schlag, als seine Frau ihn fragte: „Hast du die 70 000 Lire, die ich auf den Zettel herausgegeben habe, auch zeitig bekommen?"

*

*** Falsche Telefonverbindung als Todesursache.** Das Gericht in Newyork hat sich zur Zeit mit einem interessanten Prozeß zu beschäftigen. Mr. Johnson aus Brooklyn lag eines Nachts im Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Plötzlich wurde er durch das Telefon aus dem Schlafe geweckt. Er nahm den Hörer ab, um zu erfahren, daß es sich um eine falsche Verbindung handelte. Selbstverständlich wurde Mr. Johnson böse und sagte der Telefonistin seine Meinung in Ausdrücken, die nicht für zarte Ohren bestimmt waren. Dann legte er sich hin und war kaum eingeschlafen, als das Telefon wieder anfing zu klingeln. Wieder hieß es: falsch verbunden. Mr. Johnson taumelte über die Telefonschnur und fiel um. Seine Frau, vom Lärm erweckt, stürzte in das Zimmer und fand ihren Mann am Boden leblos liegen. Mr. Johnson war einem Herzschlag erlegen. Jetzt macht die Familie des Verstorbenen die Telefongesellschaft für den Tod Mr. Johnsons verantwortlich. Sie behauptet, daß, wenn die Telefonistin nicht die falsche Verbindung hergestellt hätte, und zwar zweimal, so wäre Mr. Johnson nicht aus dem Schlafe aufgeschreckt worden und wäre nicht vom Herzschlag getroffen worden. Man darf auf den Ausgang des Prozesses gespannt sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.